

Freiheit wie in Irland.

Eine drastische Illustration zu diesem geflügelten Wort bieten folgende Vorfälle, welche sich in den letzten Tagen abspielten. Die Pächter des Herrn Smith-Barry in Tipperary haben sich jüngst gewagt, länger ihrem Landlord nachzugeben, als er ihnen gebietet hat. Dieser Schritt war für die Pächter selbst äußerst peinlich. Viele büßten ihr ganzes Vermögen ein; der Schaden, den einige Landbesitzer in der Stadt Tipperary erlitten, wird auf 80,000 Mark geschätzt. Zwei Männer, Kelly und O'Dwier, waren angeklagt, die Pächter des Herrn Smith „gewungen“ zu haben, ihre Zinsen nicht zu entrichten. Man hatte sie im Gespräch mit mehreren Pächtern erwidert. Sie hatten deren Häuser besetzt. Was in diesen geheimnißvollen Zusammenkünften vorfiel, darüber verläutet nichts. Der Staatsanwalt konnte keine Zeugen vorbringen, weil die vorgeladenen Pächter nicht erschienen; er konnte nichts Belastendes vorbringen, ausgenommen eine Rede, welche der Nationalist O'Brien im Herbst gehalten, und worin er die Pächter aufgefordert hatte, keinen Pachtzins zu bezahlen. Für diese von einem Dritten gehaltenen Rede sind Kelly und O'Dwier zu vier Monaten Anwartsarbeit verurtheilt worden. Natürlich wurde Berufung gegen dieses sinnliche Urtheil eingelegt.

Noch toller ist ein Urtheil, das in Derry und zwar vor dem Assisengericht gefällt worden ist. Derry ist eine lopsamliche Stadt und der Fall war dort ein verlegter Wirt, weil sich daselbst eine gefügige Jury finden ließ. Denn nur eine solche konnte über das sonderbare „Verbrechen“ richtig urtheilen, dessen drei Einwohner der Derrichter Garriodochroff sich schuldig gemacht hatten. Dieses Verbrechen bestand darin, daß sie eine gewisse Anzahl von Wirtshäusern in der Gegend von Derrichter Garriodochroff in die Handlung zu schalten kommen lassen, welche der Derrichter mißbilligt, und die Einwohner entlassen ließ, lieber zu Hause zu gehen und ihre Waaren im Karren zu fahren, als diese Wirtshäuser zu besuchen. Die meisten Leute hätten diesen Entschluß der Einwohner von Garriodochroff eine tolle Wuth genannt. Der Staatsanwalt hat darin eine verwerfliche Verhöhnung, aber da man nicht wohl die ganze Derrichter Garriodochroff stecken konnte, und es unmöglich war, gegen einen Einwohner wegen „Verhöhnung“ vorzugehen, lud man vier vor; die erste Jury konnte sich zu keinem Wahrspruch einigen; die zweite war gefügiger und von den vier Angeklagten ertheilte drei sechs Monate, weil sie Nationalisten waren; der vierte, ein Nicht-Nationalist, ging mit drei Monaten aus.

Londoner Taschendiebe.

In den höchst interessanten Erinnerungen aus seinem Leben, welche ein bekannter Londoner Rechtsanwält, Herr Montagu Williams kürzlich herausgegeben hat, finden sich treffende Schilderungen mancher Verbrechen. Herr Williams, dessen Specialität die Verteidigung von allerlei Spitzbuben war, kennt seine Leute sehr gründlich. Den Londoner Taschendiebstahl beschreibt er wie folgt: Der Taschendieb ist gewöhnlich von kleiner Gestalt, da frühzeitiges Trinken sein Wachstum beeinträchtigt, das Haar trägt er — notabeneben — kurz gelockt, sein Gesicht hat einen lauernden Schampanne, spürhundertartigen Ausdruck. Die meisten von ihnen kennen den Unterschied zwischen Recht und Unrecht nicht; von frühster Jugend an zum Stehlen angeleitet, haben sie schon mit zwölf oder dreizehn Jahren einige Haftstrafen bekommen und leben fortan in ununterbrochenem Krieg mit der Gerechtigkeit. Ich habe einmal einen von dieser alten Spitzbuckel zu vertheidigen, dessen Fall mir so hoffnungslos erschien, daß ich ihm empfahl, sich schuldig zu bekennen und an einem geschickten Appell an die Milde des Gerichtes eine Verkürzung der Strafe zu erwirken. Aber da kam ich schon an: „Der Herr Spitzbuckel tritt mir entrüstet zu: „Nun, Herr! Ich habe meinen Fall einmal übernommen und muß ihn durchführen. Ich komme schon heraus. Sie werden gemüthlich sein. Ich werde gemüthlich sein. Sie werden gemüthlich sein.“ Wirklich erzielte ich eine Freisprechung und der Schlingel trieb mir triumphierend von der Anklagebank zu: „Habe ich es Ihnen nicht gesagt! Man weiß nie, was man kann, aber man es versucht hat!“ Höchst beiläufig ist auch die Erzählung, wie Williams seinen Hund verlor und ihn gegen gute Belohnung von den zwei Spitzbuben zurück erhielt, die ihn gegen den Taschendieb erbeutet, als das Geschäft erledigt war, ernte Vorwürfe, daß sie ihm einen solchen Streich gespielt hätten. Darauf erwiderte er sich nicht über schon gesagt, aber er meinte, sie hätten schon so viel aus ihm herausgeschlagen, daß wir auch einmal etwas aus Ihnen herausbekommen können!“

Neuer Orden. In Koburg geht man mit dem Gedanken um, einen eigenen Orden für Verdienste um die Schulpflicht zu gründen. Derselbe soll vier Klassen haben, nämlich: I. Klasse mit Brillanten, nebst der Verjüngung, die Brillanten in engemesteten Ketten zu verwerthen. II. Klasse mit Perlen und Zampfen, für Schulpflichter, welche an einem Abend mehr als dreimal gerufen sind. III. Klasse mit Lorbeerzweigen, für Schulpflichter, welche über sich brachten, selbst kein Drama zu verfaßen. IV. Klasse mit Aepfeln und Eiern, für Schulpflichter, welche einen Schulpflichter.

Die Humanität unseres Jahrhunderts treibt gar seltsame Wüthen. In Aton in England hat eine unter dem herrschenden Gesellschaft, der auch der Herzogin von Wellington angehört, ein Hospital für Kranke und altertschwache — Bieder errichtet. Das Hospital besitzt bereits zahlreiche Pferde. In Aton, denen es dort ganz gut gefallen soll.

Wie man's liest.

I. Vor etwas mehr als siebenhundert Jahren wohnte am Marktplatze zu Pisa ein Seidenweber, Gherardo Cirio mit Namen. Wenn es je ein Sonntagstagen gegeben hat, so war er eines. Von wohlhabenden Eltern entsprossen, hatte er nach dem Tode des Vaters als einziger Sohn das gesamte Vermögen geerbt, und, da auch die Geschicklichkeit der Gherardo Cirio und die Redlichkeit seines Vaters auf ihn übergegangen, das väterliche Erbe theilhaftig und bedeutend vergrößert.

Mit 25 Jahren sah er sich nach einer Lebensgefährtin um und fand sie bald in der reizenden Emilia Corpi. Obwohl nur die Tochter eines inactiven Hausmannes, der für langjährige, der Republik Pisa zu Wasser und zu Land geleistete Dienste mit einem großen Gehaltslohn bedacht worden, hatte das ungewöhnlich schöne Mädchen schon einen Schwarm von Verehrern. Gherardo war nicht unter diesen getreten, doch siegte ihm aller Reize, die sie dem männlichen Geschlechte aufzubringen, er ihm verheiratet. Schlanke Wuchse, den eben hermselbst mit krauem Haar stets hoch getragen, das dunkle Auge voll Feuer und Lebensmuth, dabei ungewöhnlich kleine Hände und Füße, ein Organ, wohlklingend wie Flötenlaut, welcher Pianer Jüngling hätte da nicht in die Schranken treten können? Finer um den Anderen fielen die Bewerber ab und nach Jahresfrist waren die Weiden ein Paar.

Und welche glückliche Paar! Durch zwei Jahrzehnte galt diese Ehe als Muster in Pisa, und Eltern riefen ihren Kindern beim Hochzeitsfeste zu: lebet glücklich wie Gherardo und Emilia. Nicht weniger als neun Kinder, fünf Knaben und vier Mädchen, erblickten in ihrem Hause und geziehen prächtig. Der Handel Cirios, der sich bis dahin auf Toscana und Umbrien beschränkt hatte, nahm nach seiner Verheiratung einen noch höheren Aufschwung und dehnte sich nach nordwärts bis über die Alpen aus; so Cirio begann Schiffe zu mietzen und seine Waaren nach dem Orient zu versenden. Was bei diesem Sonntagstunde das Merkwürdigste war, er besaß trotz seines unerbittlichen Glückes in ganz Pisa keinen Feind oder Neider: so einnehmend war sein Wesen, so gewinnend sein Ton. Selbst Francesco Tirano, der ebenfalls Seidenweber und seinerzeit Bewerber um Emilias Hand gewesen und im Geschäfte wie bei der Brautwerbung von Gherardo gelagelt worden, hatte seine Niederlage längst verjüngert und war in gute, fast heilige Beziehungen zu dem Cirio getreten. Auch hatte er bald darauf ein anderes Mädchen, die reiche Lucia Carpi, zum Altar geführt. Doch seine Frau starb bei der Geburt des ersten Kindes, und der Niedergang seines Geschäftes bezog ihn, es anzugehen. Reich und unabhängig wie er war, hätte er leicht ein anderes Geschäft erwählen können, doch einen neuen Haushalt zu gründen, wäre ihm nicht schwer geworden, da manches schöne Kind nach dem stillen Wirtshaus ausblühte. Aber um diese Zeit brach einer der vielen Kriege zwischen Pisa und Genua aus, und mit diesem nahm die Geschichte der beiden Weber eine merkwürdige Wendung.

II. Francesco war nicht der einzige Sohn im Elternhause gewesen; neben ihm erstreckte ein jüngerer Bruder, Carlo, der jedoch schon früh seine eigenen Wege zu gehen liebte. Er bezog mit achtzehn Jahren die Universität zu Bologna, thut jedoch nicht gut, geriet in allerlei Fährten und mußte endlich die Hochschule verlassen. Seitdem blieb er verschollener. Alle Nachforschungen der bekümmerten Eltern waren vergebens, und fünfzehn Jahre lang gedachten sie seiner nur als eines todtten. Als aber der erwähnte Krieg zwischen Carlos Vaterstadt und Genua ausbrach und die Pisaner in Eile Truppen sammelten und ihre Flotte schiffartig machten, da erschien zu aller Staunen der Todtgelaubte wieder. Aus dem schwächlichen Jüngling war ein schlanker Kriegermann geworden. Er zählte jetzt ungefähr fünfundsiebzig Jahre, sein sonnenbräuntes Gesicht und eine breite Nase, die quer über die ganze Stirn lief, verriethen, daß er manchen Feldzug und manchen harten Strauß mitgemacht hatte. Ohne viel Umstände bot er dem Rathe der Republik seine Dienste an und wurde mit offenen Armen aufgenommen. Seine ersten Maßnahmen waren in Dienste verriethen, so militärische Erfahrung, daß er noch vor Ausbruch des Krieges zum zweiten Feldhauptmann ernannt wurde; später erhielt er das Kommando über ein Geschwader, welches Corica zu verteidigen hatte. Es blieb ihm wenig Zeit, seinen greisen Eltern und Francesco von seinen Abenteuer zu erzählen; sie erzählten nur, daß er in Deutschland gedient und es bis zum Hauptmann der kaiserlichen Landwehr gebracht hatte. Wann und warum er diesen Dienst verlassen, darüber war keine rechte Auskunft von ihm zu erlangen und die Zeit war auch nicht zum langen Fragen geeignet. Der Krieg gegen Genua gab Carlo Tirano mehrfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Nach dem Waffenstillstand im Jahre 1278 bekam er reichen Antheil an der Ehre, die der siegreichen Flotte von Rath und Bürger gepollt wurden, und alle Umstände schienen ihm eine hohe Stellung im Heerwesen seiner Vaterstadt zu verschaffen. Doch wider Erwarten brachte er es in den folgenden Friedensjahren zu keiner rechten Beliebtheit unter den Pisanern. War es nun das Dunkel, das über seiner Vergangenheit schwebte und das zu lästern er keine Mühe machte, oder das Herrliche in seinem Wesen, kurz, die Häuser der Pisanen Patrioten blieben ihm verschlossen; man ging ihm nicht, wenn auch schüchtern aus dem Wege. Doch schon nach drei Jahren hatten sich die Wolken zu einem neuen Kriege zusammen, und das Verlangen der Pisaner gegenüber dem Kriegsmann begann naturgemäß freundschaftlich zu werden. Carlo wurde bei dem einen und dem an-

deren Patrioten ins Haus gebeten. Da sah er denn eines Abends — es war ein Monat vor Ausbruch des Krieges von 1283 sein — die älteste Tochter Gherardos, Emilia. Die sechzehnjährige Jungfrau war das Ebenbild ihrer noch immer schönen Mutter geworden, der sie noch einen Vorzug voraushatte: sie übertraf um Haupteslänge alle Mädchen von Pisa. Aus dem Kloster, in dem sie mit einer jüngeren Schwester erzogen wurde, war sie auf wenige Tage nach Hause gekommen, um das Geburtsfest ihrer Mutter mitzufeiern. Ganz Pisa war voll des Staunens und Gähns über ihre Schönheit, ihren majestätischen Wuchs und den Adel ihrer Züge. Carlo sah die Schönheit und entbrannte in heißer Liebe für sie.

Durch seinen Bruder fand er Eingang in das Haus ihres Vaters; aber weder ließ die Jungfrau merken, daß ihr die auffälligen Huldigungen des lebenden Älteren Kriegsmannes willkommen waren, noch zeigte sich Cirio der Verbindung geneigt. Der Vorwärtz gab es genug; die große Jugend des Mädchens, die drohende Kriegsgefahr und mancher Andere. Da erwuchs Carlo in Genua ältesten Bruder, Matteo Cirio, ein Verwundener. Dieser, damals ein neunzehnjähriger Jüngling, hegte eine heftige Liebe für das Kriegsmannweib und brante vor Eifer, den nahenden Feldzug mitzumachen. Carlo bot ihm eine Kistenanleihe auf seinem Schiffe an, die Eltern gaben, wenn auch widerstrebend, ihre Zustimmung. Die neuen Lorbeeren, die Carlo zu ernten hoffte, und des Bruders Unterstützung sollten — so dachte Carlo — ihm die Frau erobern helfen.

III. Aber der Krieg, der letzte und größt in der Geschichte der Stadt Pisa mit dem stolzen Genua führte, sollte den Pisanen seine Leckerbissen bringen, er endete vielmehr mit ihrer vollständigen Niederlage (1284). Wie oft in solchen Fällen, kehrte sich die Wuth des Volkes gegen seine Führer. Carlo befand sich, als die Niederlage den ganzen Krieg gemacht, wurde das Ziel des Volkshasses, man beschuldigte ihn, sich vor der entscheidenden Schlacht bei Malara von seinem Posten entfernt zu haben, und erhob aus diesen einen Umstand gegen ihn die Anklage auf Vötherei. Matteo, der im Proceß vernommen wurde, konnte nicht anders, als bestätigen, daß Carlo am Vorabend der Schlacht das Schiff verlassen und sich auf einer Boote in der Richtung nach Corica begeben hatte; doch gab er fern an, der Vice-Admiral sei eine Stunde vor Morgenanbruch wieder erschienen und habe seine Abfertigung mit der gemachten Umkleidung befestigt. Allein seinen Klagen genigte die Bestätigung der Abwesenheit vom Posten, für die freilich Carlo beim Verhör keinen Grund angeben wollte oder konnte. Er wurde zum Tode verurtheilt. Zwar entzog er sich der Vollstreckung des Urtheils durch rechtzeitige Flucht, aber er wurde in eiliger Eile geholt.

Seine unglücklichen Eltern starben kurz darauf, und auch Francesco glaubte den Schimpf, der seinem Hause anhangen worden, nicht überleben zu können. Seine ohnmächtige Wuth kehrte sich gegen den unglücklichen Matteo und das ganze Haus der Cirios. Wie sein blinder Hohn es sich auslegte, hätte Gherardo, um nicht Carlo seine Tochter geben zu müssen, den Sohn zu besterem Auszuge gegen seinen Vergeßten erzwungen. Er verkaufte seine liege Habs und verließ Pisa, nachdem er geschworen, Rache zu nehmen an den Verleumdern seines Bruders; doch Cirio, der das Temperament seines ehmaligen Nebenbuhlers zu kennen glaubte, legte der Sache weiter keine Bedeutung bei. Hatte er doch auch für den Augenblick Sorgen genug. Der Krieg, der Pisa so schwere Wunden gefügt, hatte auch seinen eigenen Handel untergraben, ja fast vernichtet. Die Meisebenede Schiffe waren Beute der Genuesen geworden, langjährige Handelsbeziehungen mit Sicilien und dem Orient unterbrochen, lombardische und brabantische Weber hatten sich in ihre Kundschaft eingedrängt. Wohl ging Cirio, auf seinen Stern vertrauensvoll, müthig daran, den Schaden auszubessern; er bezog neue Waaren, machte weite Reisen durch die ganze Halbinsel und Sicilien, war Tag und Nacht thätig. Aber seltsam! seine alte Bekandten, war mit einem Schlage geschwunden, was man freundschaftlich begreute, er fühlte Aufnahm, auszuweichen. Antworten. Lange konnte er sich nicht unerschrocken Mißtrauen nicht erklären; erst spät erfuhr er, daß Francesco ihm auf Schritt und Tritt gefolgt und öfters vorausgetritt war, ohne Verstehe über ihn ausgeübt und in Verbindung mit heimlichen Kaufleuten und mit Aufgebot seines ganzen bedeutenden Vermögens ihm entgegengetreten hatte. Der Schaden war unheilbar, der Gegner nicht zu lassen, da er Pisa verlassen und unjäh in Italien herumzog.

VI. Vier Jahre waren so für Cirio in fruchtlosem Bemühen, die alte Wohlhabenheit wieder zu erlangen, vergangen. Seine Haare waren gelblich im Kaufne geschlagen, das Gesicht und ein rüchziges, müdigen Feind, seine Haltung war gebeugt, der heitere Blick umflort, da er den Ruin seines Hauses immer näher kommen sah; er wurde gebeugt und ungebrochen war sein Muth, sein Vertrauen auf Gott und seine gute Sache. Und noch gab es eine Rettung. Wohl war in Italien kein Handel unterbrochen, aber in Orient, in Spanien besonders, aber er noch zahlreich Verbindungen, welche seinen Handel zu begründen. Nur langsam reiste dieser Mann in dem Schwergewichte seiner Ratten, hart ward es ihm, die geliebte Frau und die theuren Kinder auf lange, unbestimmte Zeit zu verlassen, und nur nach langem Zögern strebte willkäre Emilia daran, den Vater-

ten über's weite Meer ziehen zu lassen. Doch endlich war's beschlossen, und von dem Segenswünschen der Seinen begleitet, schiffte sich Gherardo nach Beirut ein. Als hätte das Glück den wackeren Mann für die Jahre der Drangal entschädigen wollen, so unerwartet günstig war der Erfolg dieser Reise. In Sidon Arabi, einem Damascener Geschäftsfreunde, fand Cirio einen starken Helfer und den so unentbehrlichen Jakt im fremden Lande. Die ausstehenden Summen gingen rasch ein, und mit dem neugewonnenen Kapitale machte er Käufe in Trippehen, die reichen Gewinn abwarren. Doch waren keine zwei Jahre verstrichen, und schon bald, die ledigttausend Reichthüm in Gold, die zum großen Theil bei Sidon geborgen lagen. Aber Emilias Briefe drängten zur Heimkehr; sie wollte, so schrieb sie, lieber den Rest ihrer Tage in den beschwerlichsten Verhältnissen verbringen, als länger in der Angst um den Gatten verharren. Nach schwante Cirio, als ein epidemisches Fieber in Damascus ausbrach und unter anderen Opfern auch seinen Freund Sidon hinwegraffte. Cirios Schmerz um den bewährten Freund war ungemessen, aber er durfte sich der Trauer nicht hingeben, denn sein eigenes Leben und mit diesem die Existenz seiner Lieben, war durch die ständige Krankheit gefährdet. Schnell raffte er Geld und Reisarbeiten zusammen und begab sich nach Beirut, um ein befreundeter Medico ihm schon früher ein sicheres Schiff zur Heimreise aufgezeigt hatte.

V. Allein es war zu spät! Schon trug er den Keim der unglücklichen Krankheit in sich, und nur der Widerstandsfähigkeit seines starken Körpers hatte er es zu danken, daß er noch lebend in Beirut ankam. Schon auf dem Wege dahin hatte sein fieberhaftes Fieber immerfort Wüthe entfesselt, die Hände seiner Frau gelangten zu lassen. Als er endlich in Karawanen bei Beirut vom Wagen gehoben und zu Bette gebracht wurde, war seine erste Sorge nicht nach einem Arzte, der sagte nur zu gut, daß seine Hoffnung auf Rettung eine vergebene war, sondern nach irgend einem Mosaner, der sich zufällig daheim aufhielt. Er athmete auf, als ihm der Wirth berichtete, ein Landsmann und noch dazu ein Pisaner sei seit acht Tagen bei ihm abgeblieben und nach einem Ausfluge in die Umgegend eben zurückgekehrt. Er möge geholt werden, daß der Kranke, und der Wirth als Zeuge der Unterredung zugegen bleiben. Nach einer Weile ging die Thüre auf und — ein Weisheit seiner fieberischen Phantasie Cirio trat zu erbliden: Francesco Tirano trat an sein Lager und fragte fast nach seinem Begehre. Aber schon war der willensstarke Mann wieder gefaßt und ruhig; als spräche er zu einem Liebesknecht, begann er: „Ich habe wenig Zeit, Landsmann, Euch meine Lage und mein Vergeh auszusprechen. Ich bin todtkrank, die Kräfte, die Ihr hier seht, enthalten das Vermögen, das ich hier erworben und das die einzige Habe meiner in Pisa verlassenen Frau und Kinder ausmacht. Es sind sechzigtausend Goldstücke; Ihr sollt sie nach Pisa bringen, davon meiner Frau geben, so viel Ihr wollt, und den Rest für Eure Waise behalten.“ In Francesco's Gemüth drängten sich die verschiedenartigen Gefühle; die alte Nachsicht, Schadenfreude über den ohnmächtigen, ihm ausgelieferten Feind, daneben ein leises menschliches Mitleiden, das auch der verdorbenen Gattin manchmal überkommt. Doch auch er fand sich in die Rolle eines Fremden und erwiderte: „Wie tödtlich Ihr da redet, Mann! Wenn ich thue, wie Ihr von mir verlangt, so wird Euer Weib, nein, ganz Pisa mich beschuldigen, mit einem Theil Eures Vermögens angeeignet zu haben.“

„Das sollen sie nicht!“ rief der Kranke; „gebt mir Papier, meinen letzten Willen niederzuschreiben.“ Und mit ältlicher, doch leiserlicher Handchrift schrieb er folgendes Testament: „Ich, Gherardo Cirio, Seidenweber von Pisa, beauftrage meinen Landsmann, Francesco Tirano, mein Vermögen, bestehend aus sechzigtausend Reichthüm, nach Pisa zu bringen, davon meiner Frau so viel zu geben, als sie will; den Rest möge er für meine Waise behalten.“ Ein Knecht brachte ihm noch mein Gehör.“ Ein Zug häßlicher Freude glüht über Francesco's Gesicht; für so einseitig hatte Cirio doch nicht gehalten. Aber der Sterbende merkte nichts mehr davon; er lag nun noch das zukünftige Nicken seines Lebens, sah den Wirth seinen Namen als Zeugen auf's Papier setzen, dann unmadnete sich sein Auge. Eine Stunde später war er im Fieberwahnstinn, und nach zwei Tagen hatte der Dulder ausgehitten.

VI. Sechs Wochen später langte Francesco in Pisa an. Der Anblick der verhassten Stadt erweckte in ihm alle Erinnerungen an die erlittene Schmach und damit auch den Groll gegen die Cirios. Er fand Emilia mit ihren Kindern beim Frühlingsfest. Die Sorge um den Gemahl, dem dem nunmehr durch zwei Monate seine Nachrich über's Meer gelangt war, beschaltete ihn schon Anblick. Raub in Wien und Ton berückte ihr Francesco's Tod zum Tode ihres Gatten und nun seiner eigenen Sendung. Er traten entführten den Augen der Wittwe, schlich sich hinter die Kinder umher. Doch ungeachtet durch ihren Jammer reichte ihr Francesco das Testament und sprach: „Ihr erhebt aus dem letzten Willen Eures Mannes, daß er es mir überläßt, Euren Antheil an den sechzigtausend Reichthüm zu bestimmen; nun denn, ich will mich eben so großmüthig zeigen, als in Cirio's vor sechs Jahren gegen mein Haus gehandelt haben: hier sind fünfzigtausend Goldstücke für Euch, den Rest behalte ich für meine Waise.“ Er sprach, legte ein Geldstückchen und den Ring in den Tisch und verließ das Zimmer. Die Verthürung Emilios war eine ungewisse; sie allein, die Vertraute ihres Gatten, mußte von Francesco's Nachlass und dem Urtheil, das er über ihr Haus gebracht, es auch ihr Stolz zu-

lassen, bei ihm für ihre Kinder zu bitten, ihr Verlassend sagte ihr, es wäre vergebens und brüchig ihr nur Hoß zu sein. Da lag das Testament ihres Gatten, die geliebten Reize waren nicht zu verkennen, auch der Sinn der Worte ließ keine andere Deutung zu. „So wie er will“, der Unhold! Was soll nun unter mir? Doch was frömmte es, mit dem Tode zu haben und über das Unerklärliche zu grübeln; hier galt es, zu handeln; sie eilte zum Postel.

Doch dieser so wenig, als die anderen Rathgeber und die Freunde ihres Hauses, mit denen sie Rath pflog, wußten ein Rechtswort, wie dem Wöthwicht das Geld abzugeben. Gebrochen und mühslos kehrte sie am Abend zu ihren Kindern zurück; sie brauchte nicht erst zu reden, von ihren Mienen ließen sie ihr fruchtloses Bemühen beruhen. Vergebens suchte Mattheo die Mutter zu trösten, er hatte, nach Pias Niederlage entmüthigt, dem Kriegsmannweib entzagt und war in's Geschäfte des Vaters getreten; doch dessen Verfall aufzubringen, war er nicht angelegt. Als sich die Mutter nach Mitternacht in ihr Zimmer zurückzog, folgte ihr Emilia.

Wir haben die Jungfrau seit der ersten Begegnung mit ihr aus dem Gesichte verloren. Sie zählte jetzt vierundzwanzig Jahre und war zu einer Schönheit erblüht, die selbst auf Italiens prächtigsten Höhen kaum ihres Gleichen hätte. Ihre die Wirthin der letzten Jahre, die wohlbekanntesten Verlegenheiten ihres Vaters und vielleicht auch des Mädchens unabhärgliches Wesen hielten alle Feinde von ihr fern. Dennoch war ihr Herz seit lange nicht mehr frei, und selbst genug, sie wählte gerade diese Stunde, um der Mutter von ihrer Liebe zu erzählen. Am Ofternontag des vorigen Jahres, als sie im Dome in Ansbach verurtheilt wurde und für den ferneren Vater betete, entfiel Feuerarm im Gotteshaufe. Eine Axtklinge hatte das Spitzende einer Frau in Flammen gesetzt. Ruhe nach Wasser erlösten, und diese genigte, um in dem überflütheten Dome ein lebensgefährliches Gebirge hervorzurufen. Emilia sah sich eingeklemmt in einem Haufen stoffender und schreiender Frauen, die alle gleichzeitig den Ausgange jubanden; vergebens suchte sie nach seitwärts oder rückwärts zu entkommen.

Da, als sie eben gegen eine Kirchenglocke gepreßt wurde und ihr von dem entsetzlichen Druck die Sinne schwanden, schloß sie sich plötzlich von einem kräftigen Arm um den Leib gefaßt, über die freischwebende Weiber erob und in die Welt gehoben. Der Moment entschied, wie so oft, über das Leben zweier Menschen. Der Wirth Cirio war ein Rechtsanwält, Alessandro del Sarto, dessen Familie vor Kurzem von Luca nach Pisa übergesiedelt war; er stand wohl schon in mittleren Mannesjahren, aber die schlankte Gestalt zeigte noch Jugendfrische, das blühende schwarze Auge verrieth Lebensmuth und ungewöhnlichen Charakter. Die Weiden lagen sich öfters eidend; bald auf dem Wege zur Kirche, bald auf dem langen Wege zum Hafen, (ich erinnere meine Feie, daß nach vor 300 Jahren der Arno unmittelbar bei Pisa mündete) wohin Emilia jede Woche ging, um von angekommenen Schiffen zu hören, freute sie Alessandro, dessen Sperrgeheiß ihm damals noch Zeit zu Spaziergängen ließen. Doch sein Wort von Liebe ward zwischen ihnen gewechselt, obwohl ihr Augen längt das Geheimniß ihrer Herzen verriethen, denn einmal in die Schatzkammer Cirio's eingeweiht, ertheilte Alessandro den bangen Schmerz der Tochter und machte auch seinen Verjud, in's Haus Eingang zu finden, bevor der sechszehnjährige Vater zurückkäme.

Dies Alles und Vieles mehr erzählt Emilia der Mutter, die im Lehnstuhl sitzend, aufmerksam zuhörte: „nun, siehst du, Wirthchen, fuhr sie fort, „er siehst die Fügung Gottes sein, daß der Mann, der mich erwehlt, ein Advocat wird. Er wird die Sache theilnahmlos in die Hand nehmen und zu einem glücklichen Ende führen.“ Emilia lächelte ihre Tochter; in dem Kuße lag die doppelte Einkündigung.

lassen, bei ihm für ihre Kinder zu bitten, ihr Verlassend sagte ihr, es wäre vergebens und brüchig ihr nur Hoß zu sein. Da lag das Testament ihres Gatten, die geliebten Reize waren nicht zu verkennen, auch der Sinn der Worte ließ keine andere Deutung zu. „So wie er will“, der Unhold! Was soll nun unter mir? Doch was frömmte es, mit dem Tode zu haben und über das Unerklärliche zu grübeln; hier galt es, zu handeln; sie eilte zum Postel.

Doch dieser so wenig, als die anderen Rathgeber und die Freunde ihres Hauses, mit denen sie Rath pflog, wußten ein Rechtswort, wie dem Wöthwicht das Geld abzugeben. Gebrochen und mühslos kehrte sie am Abend zu ihren Kindern zurück; sie brauchte nicht erst zu reden, von ihren Mienen ließen sie ihr fruchtloses Bemühen beruhen. Vergebens suchte Mattheo die Mutter zu trösten, er hatte, nach Pias Niederlage entmüthigt, dem Kriegsmannweib entzagt und war in's Geschäfte des Vaters getreten; doch dessen Verfall aufzubringen, war er nicht angelegt. Als sich die Mutter nach Mitternacht in ihr Zimmer zurückzog, folgte ihr Emilia.

Wir haben die Jungfrau seit der ersten Begegnung mit ihr aus dem Gesichte verloren. Sie zählte jetzt vierundzwanzig Jahre und war zu einer Schönheit erblüht, die selbst auf Italiens prächtigsten Höhen kaum ihres Gleichen hätte. Ihre die Wirthin der letzten Jahre, die wohlbekanntesten Verlegenheiten ihres Vaters und vielleicht auch des Mädchens unabhärgliches Wesen hielten alle Feinde von ihr fern. Dennoch war ihr Herz seit lange nicht mehr frei, und selbst genug, sie wählte gerade diese Stunde, um der Mutter von ihrer Liebe zu erzählen. Am Ofternontag des vorigen Jahres, als sie im Dome in Ansbach verurtheilt wurde und für den ferneren Vater betete, entfiel Feuerarm im Gotteshaufe. Eine Axtklinge hatte das Spitzende einer Frau in Flammen gesetzt. Ruhe nach Wasser erlösten, und diese genigte, um in dem überflütheten Dome ein lebensgefährliches Gebirge hervorzurufen. Emilia sah sich eingeklemmt in einem Haufen stoffender und schreiender Frauen, die alle gleichzeitig den Ausgange jubanden; vergebens suchte sie nach seitwärts oder rückwärts zu entkommen.

Da, als sie eben gegen eine Kirchenglocke gepreßt wurde und ihr von dem entsetzlichen Druck die Sinne schwanden, schloß sie sich plötzlich von einem kräftigen Arm um den Leib gefaßt, über die freischwebende Weiber erob und in die Welt gehoben. Der Moment entschied, wie so oft, über das Leben zweier Menschen. Der Wirth Cirio war ein Rechtsanwält, Alessandro del Sarto, dessen Familie vor Kurzem von Luca nach Pisa übergesiedelt war; er stand wohl schon in mittleren Mannesjahren, aber die schlankte Gestalt zeigte noch Jugendfrische, das blühende schwarze Auge verrieth Lebensmuth und ungewöhnlichen Charakter. Die Weiden lagen sich öfters eidend; bald auf dem Wege zur Kirche, bald auf dem langen Wege zum Hafen, (ich erinnere meine Feie, daß nach vor 300 Jahren der Arno unmittelbar bei Pisa mündete) wohin Emilia jede Woche ging, um von angekommenen Schiffen zu hören, freute sie Alessandro, dessen Sperrgeheiß ihm damals noch Zeit zu Spaziergängen ließen. Doch sein Wort von Liebe ward zwischen ihnen gewechselt, obwohl ihr Augen längt das Geheimniß ihrer Herzen verriethen, denn einmal in die Schatzkammer Cirio's eingeweiht, ertheilte Alessandro den bangen Schmerz der Tochter und machte auch seinen Verjud, in's Haus Eingang zu finden, bevor der sechszehnjährige Vater zurückkäme.

Dies Alles und Vieles mehr erzählt Emilia der Mutter, die im Lehnstuhl sitzend, aufmerksam zuhörte: „nun, siehst du, Wirthchen, fuhr sie fort, „er siehst die Fügung Gottes sein, daß der Mann, der mich erwehlt, ein Advocat wird. Er wird die Sache theilnahmlos in die Hand nehmen und zu einem glücklichen Ende führen.“ Emilia lächelte ihre Tochter; in dem Kuße lag die doppelte Einkündigung.

lassen, bei ihm für ihre Kinder zu bitten, ihr Verlassend sagte ihr, es wäre vergebens und brüchig ihr nur Hoß zu sein. Da lag das Testament ihres Gatten, die geliebten Reize waren nicht zu verkennen, auch der Sinn der Worte ließ keine andere Deutung zu. „So wie er will“, der Unhold! Was soll nun unter mir? Doch was frömmte es, mit dem Tode zu haben und über das Unerklärliche zu grübeln; hier galt es, zu handeln; sie eilte zum Postel.

Doch dieser so wenig, als die anderen Rathgeber und die Freunde ihres Hauses, mit denen sie Rath pflog, wußten ein Rechtswort, wie dem Wöthwicht das Geld abzugeben. Gebrochen und mühslos kehrte sie am Abend zu ihren Kindern zurück; sie brauchte nicht erst zu reden, von ihren Mienen ließen sie ihr fruchtloses Bemühen beruhen. Vergebens suchte Mattheo die Mutter zu trösten, er hatte, nach Pias Niederlage entmüthigt, dem Kriegsmannweib entzagt und war in's Geschäfte des Vaters getreten; doch dessen Verfall aufzubringen, war er nicht angelegt. Als sich die Mutter nach Mitternacht in ihr Zimmer zurückzog, folgte ihr Emilia.

Wir haben die Jungfrau seit der ersten Begegnung mit ihr aus dem Gesichte verloren. Sie zählte jetzt vierundzwanzig Jahre und war zu einer Schönheit erblüht, die selbst auf Italiens prächtigsten Höhen kaum ihres Gleichen hätte. Ihre die Wirthin der letzten Jahre, die wohlbekanntesten Verlegenheiten ihres Vaters und vielleicht auch des Mädchens unabhärgliches Wesen hielten alle Feinde von ihr fern. Dennoch war ihr Herz seit lange nicht mehr frei, und selbst genug, sie wählte gerade diese Stunde, um der Mutter von ihrer Liebe zu erzählen. Am Ofternontag des vorigen Jahres, als sie im Dome in Ansbach verurtheilt wurde und für den ferneren Vater betete, entfiel Feuerarm im Gotteshaufe. Eine Axtklinge hatte das Spitzende einer Frau in Flammen gesetzt. Ruhe nach Wasser erlösten, und diese genigte, um in dem überflütheten Dome ein lebensgefährliches Gebirge hervorzurufen. Emilia sah sich eingeklemmt in einem Haufen stoffender und schreiender Frauen, die alle gleichzeitig den Ausgange jubanden; vergebens suchte sie nach seitwärts oder rückwärts zu entkommen.

Da, als sie eben gegen eine Kirchenglocke gepreßt wurde und ihr von dem entsetzlichen Druck die Sinne schwanden, schloß sie sich plötzlich von einem kräftigen Arm um den Leib gefaßt, über die freischwebende Weiber erob und in die Welt gehoben. Der Moment entschied, wie so oft, über das Leben zweier Menschen. Der Wirth Cirio war ein Rechtsanwält, Alessandro del Sarto, dessen Familie vor Kurzem von Luca nach Pisa übergesiedelt war; er stand wohl schon in mittleren Mannesjahren, aber die schlankte Gestalt zeigte noch Jugendfrische, das blühende schwarze Auge verrieth Lebensmuth und ungewöhnlichen Charakter. Die Weiden lagen sich öfters eidend; bald auf dem Wege zur Kirche, bald auf dem langen Wege zum Hafen, (ich erinnere meine Feie, daß nach vor 300 Jahren der Arno unmittelbar bei Pisa mündete) wohin Emilia jede Woche ging, um von angekommenen Schiffen zu hören, freute sie Alessandro, dessen Sperrgeheiß ihm damals noch Zeit zu Spaziergängen ließen. Doch sein Wort von Liebe ward zwischen ihnen gewechselt, obwohl ihr Augen längt das Geheimniß ihrer Herzen verriethen, denn einmal in die Schatzkammer Cirio's eingeweiht, ertheilte Alessandro den bangen Schmerz der Tochter und machte auch seinen Verjud, in's Haus Eingang zu finden, bevor der sechszehnjährige Vater zurückkäme.

Dies Alles und Vieles mehr erzählt Emilia der Mutter, die im Lehnstuhl sitzend, aufmerksam zuhörte: „nun, siehst du, Wirthchen, fuhr sie fort, „er siehst die Fügung Gottes sein, daß der Mann, der mich erwehlt, ein Advocat wird. Er wird die Sache theilnahmlos in die Hand nehmen und zu einem glücklichen Ende führen.“ Emilia lächelte ihre Tochter; in dem Kuße lag die doppelte Einkündigung.

Spieleberglaube.

Der Aberglaube der Spieler ist bekanntlich ein Feld, auf dem die sonderbarsten Wüthen geüben. Eine Wagnervorstellung herrscht zumal unter den Spielern aller Nationen, die sehr merkwürdig erscheint und vielleicht noch als Ausfluß altbildlicher Ueberlieferungen anzusehen ist. Das Spielwölfsden erhofft das meiste Glück davon, wenn es mit der Hand oder auch nur mit dem Kleide den Wüthen des Wagners berühren kann. Mag dieser Aberglaube unter den Spielern nun einen mythologischen Grund haben, oder mag er nur der phantastisch aufgelegten Spielerphantasie eines Einzelnen in unferen Tagen entsprungen sein, vorhanden ist er jedenfalls, und es ist noch gar nicht so lange her, daß ihn der bekannte französische Abgeordnete Raquet, der „Nittimus“ Boulanger's, der Erfinder des „Divorcageleses“, an seinem eigenen Leibe erfahren mußte, als er nach Montecarlo kam. Herr Raquet ist nämlich der glückliche Besitzer eines respectablen Auswuchses auf dem Rücken, und vom Augenblick seines Eintritts in die Spielhalle war der kleine vermählte Herr von einer Schaar Abergläubiger umringt, die sich ihm vortheilhaft ließen und sich um ihn zu schaffen machten, nur um einen Augenblick den glückbringenden Götter zu berühren.

Ob es den Leuten noch grünen Tisch gehalten hat, darüber schneide die Spielergeschichte mit gewisserm Erfolge aber beschränkt sie von dem jungen Herzog von P. dem Erben einiger Millionen, der erst seit einigen Wochen dem Spielteufel fröhdig und ihm bereits reiche Opfer am sonnenigen Gelbade der Riviera gesendet hat. Der Spielwölfe hörte auch von dem glückverheißenden Höder, und was that er? Er packte einen seiner prächtigen Handtücher säuberlich ein, schickte denselben an seinen Onkel Eouard in Paris, den Bruder seines Vaters, mit der Bitte, diesen Handtüchlein doch einige Male über den Rücken von Cousine Germaine zu streichen — Germaine hat nämlich einen großen Wüden. Und dem jungen Herzog von P. hat der Wüden seiner Cousine und der damit in Verbindung gekommene Handtüchlein wirklich Glück gebracht — er hat seitdem im Spiel seinen Centime mehr verloren. Onkel Eouard fragte nämlich um den Grund des sonderbaren Verlangens an, der junge Gläubige theilte sehrhart den abergläubigen Sinn seiner Bitte mit und — mit dem nächsten Zuge hob ihn der Herr Papa nach Paris ab, so daß das Handtüchlein vor jedem weiteren Verlast geschützt blieb, wenn auch auf etwas andere Art, als es gehofft!

— Recht „künstlerisch“ und weitere Momente bot der dieser Tage vor dem Kammergericht in Berlin zu Ende geführte Proceß zwischen dem Generalmajor R. und der Rentiere Frau M., die bei Jemur vor zwei Jahren ihr Bild und die Bilder ihrer drei Töchter bestellt, aber über den Preis kein Abkommen getroffen hatte. Als nun im Januar v. J. die Bilder abliefern und für das der Mutter 1000 M., für das der Tochter 500 M. verlangte, lehnte Frau M. die Annahme mit dem Bemerkten ab, daß die Bilder unvollständig und unähnlich, also unbrauchbar seien. Da nun aber der von ihr vorgelegene Sachverständigen, Prof. Wiermann, in Bezug auf ihr Porträt sich günstig für den Vater äußerte — die anderen Bilder waren ihm gar nicht vorgelegt worden —, so wurde Frau M. in erster Instanz zur Zahlung der betreffenden 1500 M. verurtheilt. Anders äußerte sich aber in zweiter Instanz der zum Beweise herangezogene Porträtmaler Prof. Hummel, der das Bild der Mutter nicht einmal auf das Niveau einer Skizze stellte, daselbe verzeichnet, unrichtig gemalt und ganz unähnlich, die Bilder der Töchter zwar annähernd ähnlich, aber höchstens 300 M. werth. Unter diesen Umständen beschloß der Senat, selbst zu vergleichen, und forderte Mutter und Töchter vor sein Forum mit dem Befehl, in welchem sie den Antrag zu erheben, in welchem sie den Vater gelassen. Und sie erließen: die Mutter in großer punktoforter Vollstreckung und dementsprechend stark behollet, die Töchter, drei Jugendlüthen vom Wüden aufwärts, aber die „arten unerschrocken Mitglieder“ seit eingeklopft. Jedemfalls das das Verhältniß in ein weit unangenehmeres, aber auch schmerzlicheres Material zu künstlerischen Vergleichen. Es war ein weisewoller Moment. Mehrere Referenzen und jüngere Rechtsanwältler citirten unwillkürlich, selbstverständlich nur im Ausfertigen, Hines „für welche soll man sich entscheiden?“ etc. Nach langer Betrachtung und fützer Beratung veränderte der Senat seine Entscheidung dahin, daß dem Urtheil des Professors Hummel der Vorzug zu geben und Frau M. nicht verpflichtet sei, ihr Bild anzunehmen, für das Bild der Töchter aber nur 300 Mark zu zahlen habe.

— Angenehme Verbindung. Hausfrau: Um nun Ihre persönliche Meinung ebenfalls kennen zu lernen, Herr Lieutenant! — welcher Art Gerath würden Sie den Vorzug geben, einer Geliebten oder einer treuen Liebesbeistand? — Lieutenant: Wenn Sie mich so auf's Gewissen fragen meine Gnädigste, dann muß ich schon Ihre befehlen, also, einer Liebesbeistand mit recht viel Geld!

— Gipsel der Faulheit. Buraucher: Mager, ich muß leider constatiren, daß Sie durch Ihre notorische Faulheit das ganze Comptoir anzuheben drohen! — Schreiber Mager: Ich faul! Ich habe doch gestern erst zwei Stunden über Bureauzeit gearbeitet! — Buraucher: Papperlapp! Da waren Sie einfach zu faul, anzuzuhören!